

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

62 (14.3.1931) Die Mußestunde

Wie an dieser Stelle beprochen und angehängten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Nov. René. Mit laien Augen zum Licht. (Uebersetzung aus dem Französischen von D. A. Volk.) 300 S. Verlag von Ernst Reinhold Verlag (Zus. Franz. Mittelbach), Stuttgart. Preis 1,20 M., gebunden 1,50 M. 4.60. — Das Schicksalsbuch des Krieges. Reinhold Verlag! Nur ein kleiner Teil ist den militärischen Ereignissen gewidmet. Hier schildert der Mensch, welcher des Krieges Leid in der erschütternden Form erleben mußte, sein Denken und Fühlen vom lebten Augenblick der erschütternden Schicksale, von den Zeiten darauf folgende der entscheidenden Not, bis zum Wimper des erneuten Lebens. — Abiturient, Kreieroffizier, Kriegskinder, der dem Selbstmord nahe ist, wieder Student der mathematischen und technischen Wissenschaften, welcher trotz seiner Blindheit die besten Chancen macht, Ingenieur für Straßen- und Brückenbau im Ministerium für öffentliche Arbeiten, Doktor der Rechte, Professor der Volkswirtschaftslehre, das sind die Gruppen eines durch geistige und seelische Kraft sich erneuernden Menschentums.

„Der Mann am Faden.“ Ein Roman von Dorch Schöwig. Fadelreierroman, Hamburg-Bergedorf. — Durch das Fadelreieren herausgerissen aus einem geordneten Leben, getrennt von Familie und Elternhaus, das Arbeitsleben rücksichtslos zertrübt, so kehren Millionen aus dem Kriege zurück. Keiner von ihnen weiß, welche Zukunft ihm leuchtet. So auch Thomas Matthes und Dorch Schöwig. Auf dem Heimatbahnhof warten sie noch einmal die braune Hand des deutschen Militärs, der sie nicht wie Menschen, die dem Vaterland keine Dienste geleistet haben, behandelt, sondern mit Busen und Küssen umarmt. Im Elternhaus des Zoms werden sie mit Freuden empfangen, jedoch paßt ihnen das ruhige Leben nicht mehr, sie wollen wieder in die Welt. In der Großstadt Berlin leben sie bis zum Vorkampfe. Tom geht zur Vorkampfbühne, ein Manager, interessiert sich für ihn und bringt ihn bis zum Scherenschnittschießer. Sehr schön ist die notwendige Einschränkung auf seelischen und geistigen anderer Genüsse geschilbert. Schließlich unterwirft aber auch Tom dem Kropfoperkel, er wirft sich den Frauen in die Arme und landet schließlich, nachdem er wieder mit Dorch Schöwig zusammengetroffen ist, in Berlin, ausgehoben aus der Vorkampfbühne.

Die neuanneuen Italiener. Die Kommission zur Untersuchung der Lage der politischen Gefangenen hat einen zweiten Bericht herausgegeben, und zwar sind die Methoden des schändlichen Italien diesmal der Gegenstand der Untersuchung. Das Gesetz zur Verdrängung des Staates, Spezialgericht, Untersuchungsgefängnis, Strafhaft, Zwangsdomizil und alle die anderen Mittel, auf die der „Duce“ seine Herrschaft stützt sind hier gründlich dargestellt. Diese Schrift „Die politischen Gefangenen im faschistischen Italien“, die nur 30 Bl. füllt, können wir allen ans Herz legen, die für Freiheit und Menschenrecht wirken wollen, ebenso wie die von derselben Kommission vor kurzem herausgegebene Schrift unteres Genossen K. B. Ramonovich über die Lage der politischen Gefangenen in Rußland.

Die internationale Regelung der Sozialversicherung von Gustav Hoch. 32 Seiten, Vorkampfbuchpreis 75 Pf., Organisationspreis 1,00 M. Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes G. m. b. H., Berlin E. H., Zwickstraße 10. — Ziehen ist das Heft 2 der neuen Schriftreihe der Verlagsgesellschaft des A. D. G. B. über „Internationale Sozialpolitik“ erschienen. Es behandelt die internationale Regelung der Sozialversicherung. Der Verfasser Gustav Hoch gibt in dieser Schrift eine gute Darstellung der bisherigen internationalen Regelung. Darüber hinaus geht er aber auch vom Standpunkt des Ideals einer Arbeitnehmersicherung mit freierlicher Zusage an die bisherige internationale Regelung heran und gibt manchen wertvollen Hinweis für den weiteren Ausbau. Zusammenfassend ist er der Auffassung, daß die Beschäfte der Genfer Arbeitskonferenz zu einer allseitigen Entwicklung der Arbeitnehmerversicherung beitragen haben, denn allmählich schließen die einzelnen Staaten ihre Gesetze nach der in demselben internationalen Regelung. Immer mehr Länder sind von der freiwilligen Versicherung zur Zwangsversicherung auf öffentlich-rechtlicher Grundlage übergegangen, das beweist die Uebereinstimmung der Zwangsversicherung. — In einem besonderen Abschnitt ist in der Schrift eine bisher in deutscher Sprache überhaupt noch nicht veröffentlichte Zusammenfassung der Länder mit Arbeitnehmerversicherung enthalten. Eine besondere Tabelle unterrichtet über den Stand der freiwilligen Uebereinstimmung bis November 1930, und eine Tabelle stellt über die bisherige internationale Regelung der Arbeitnehmerversicherung dar.

Le Traducteur, französisch-deutsches Sprachlehr- und Unterhaltungsblatt. Das in der Serie deutsche Französisch lebendig zu machen und das Lesen und Sprechen geläufig werden zu lassen als ob man da drüben geseht und studiert hätte, erreicht man, wenn man den Traducteur liest. Probedest kostenlos durch den Verlag des Traducteur in La Courbe-de-Fonds (Schweiz).

Gegante Welt. Die ersten Nachrichten vom Startplatz der Mode sind eingetroffen! Sie werden verstanden in der ersten erschienenen ersten Frühjahrsmoden-Nummer der Gegante Welt und lauten: Revolution der Farbe! Evolution der Form! Freiheit, Plankaste und Individualität der garniert! Interessante Kombinationsstoffe sind Trumpf! Ueber nähere Einzelheiten berichtet das obige Heft.

Das Magazin. Die Märznummer der Zeitschrift Das Magazin ist wieder im Handel erschienen. Sie erfreut durch ihre Vielseitigkeit, vor allem durch eine Reihe äußerst interessanter Artikel, wie „Der Mord in der Natur“, „Frohpaße Reichtümer“, „Ein Tanz zu verkaufen“, „Der schwache Mensch“, „Eine kleine Frau fährt durch die große Welt“, „Nachruf für einen Hund“, „Das Rätsel des Alts“, „Zweimal eine Frau und „Das enge Kleid“ sind ein Beitrag zu dem Thema „Kleider machen Leute“. Reichhaltige Illustrationen deutscher und französischer Autoren, eine große Anzahl reizvoller und amüsanten Bilder von Berufs- und Familienporträts der ganzen Welt, Karikaturen, ein farbenfroher zweifarbiger Bilderbogen und ein Preisanschreiben „Der geheimnisvolle Brief“ ergänzen die durchaus abwechslungsreiche, interessante und mondäne Note dieses Heftes.

Neues vom Großen Brockhaus. Wie wir schon erfahren, wird der achte Band dieses größten vollständigen Nachschlagewerkes Ende März d. J. erscheinen. Er wird alle Stichwörter umfassen, die mit dem Buchstaben H beginnen. Wir kommen nach Erscheinen des Bandes an dieser Stelle darauf zurück.

Käselecke

Wörterzettel

hw, fe, he, ne, oh, K, kel, de, sob, kro, bir, ten, in, ber, ve, fe, ka, orn, en, ei.

Aus diesen 20 Teilen sind 10 Wörter zu bilden, die in solcher Reihenfolge untereinander gebracht werden müssen daß die fertige Kettelecke ein Wintervergnügen bezeichnet.

Bejucharten-Käsele

I. W. Necht
Nachen.

Wer diesen Beruf dieses Mannes wissen will, der muß die Buchstaben obiger Bejucharten entsprechend umstellen. Es ergibt sich dann eine mit „N“ beginnende Berufsbezeichnung.

Käseleausföjungen

Libereckäsele: Anzeigenteil.

Silberkäsele: Sprachausgabe.

Nichtige Löjungen fanden ein: Julius Grimmer, Kari Mauck, Karlsruhe. Frau Nina Koch, Karlsruhe-Dorndorf. Nachtrag: Wilhelm Muckenfuß, Bretten.

Wiß und Humor

Er lauuu nicht lassen. Als die französische Schriftstellerin Colette einmal Francis Carco besuchte, sah dieser auf dem Chaiselonaue und trank etwas mit einem Strohhalm aus einem riesigen Glas. „Was trinken Sie denn da, lieber Freund?“ fragte Colette.

„Blinn.“
„Blinn Teufel! Und warum trinken Sie ihn mit einem Strohhalm?“
„Weil mit mein Arzt verboten hat, jemals wieder ein Glas Blinn anzurühren.“

Die Familienkrankheit. Richter: Sie haben die Aloisia K. einen „Schlampen“ geheißt? Wie alt sind Sie? — Neunzehn Jahr. Richter: Sind Sie verheiratet? — Nein. — Haben Sie ein Kind? — Nein. — Sie haben doch ein Kind. — Ans net, ada zwol! — Wie heißen Ihre Eltern? — Die Mutter heißt Marie. — Und der Vater? — Die Mutter is net verheirat. — Haben Sie Geschwister? — Ja, drei Schwestern. — Haben die auch schon ein Kind? — A jede ans. — Richter: So, a jede ans? — Angeklagte: Ja, d' Mutta hat gaga, dös is a Familienkrankheit. A jo a Art Epilepsie.

Der Klient. Der bekannte russische Abovat Lokboiski hatte einen Klienten aus einer üblen Affäre herausgehoben.
„Wie kann ich Ihnen nur meine Erkenntlichkeit zeigen?“
„Mein Lieber“, antwortete Lokboiski, „jeidem die Pöönizier das Geld erunden haben, ist diese Fraue doch überflüssig.“

Das ist auch was anderes! Will: Ich habe furchtbare Zahnschmerzen.“
Karl: „Wenn das mein Zahn wäre, würde ich zum Zahnarzt gehen und ihn sieben lassen.“
Will: „Ja, wenn es Deiner wäre, wäre ich auch dafür.“

Paradox. Fremder: „Schupo, sagen Sie mal, was ist denn da drüben für eine Fabrik, die solchen mörderischen Kadaw macht?“
Schupo: „Das ist die größte Fabrik der Welt für geräuschlos arbeitende Schreibmaschinen.“

Sein Nummer. Dame: „Aber warum heißt Du denn so, Kleiner?“
Junge: „Mein Hund ist nach Hause gelaufen.“
Dame: „Das ist doch nicht so schlimm!“
Junge: „Doch, Weiß ich denn, wo er zu Hause ist?“

Im Korn. Lehrer: „Bist Du vielleicht der Lehrer in deiner Klasse?“
Junge: „Nein, Herr Oberlehrer.“
Lehrer: „Dann benimm dich auch gefälligst nicht wie ein Idiot auf dem Pult.“

Bloh noch. . . Unter Töchterden darf einer Hochzeit bewohnen. Am späten Abend, als nach Hause gegangen werden soll, fanat sie bitterlich an zu weinen. Sie will bis zum Schlaf dableiben. Wir machen ihr klar, daß wirklich alles vorbei ist. Unter bitteren Tränen bettelt sie:
„Lahl mich doch bloh noch so lange bleiben, bis das Babu kommt!“
(Aus der Nr. 9 der „Lustigen Blätter“, Verlag Dr. Seltz-Cosler A. G., Berlin SW. 68), die zum Preise von 50 Pf. überall zu haben ist.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Die Flußbestunde zur Unterhaltung und Belehrung

11. Woche 51. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 14. März 1931

Proletenlied

Wir leiden alle Not,
Die meisten — bis zum Tod.
Wir haben immer Not gelitten,
Es half kein Klagen und kein Bitten.
Wir kamen ungewollt zur Welt und hatten nichts!
Wir schufteten, wir darboten — und wir haben nichts!
Wenn unser Leben geht zu Ende,
Betrachten wir die leeren Hände,
Die tiefen Runen im Gesicht —
Und wissen: es war nur Verdacht.
Verzicht und Arbeit, Sorge um das Brot . . .
So arm wir kamen, nehm wir in den Tod.
Bernhard Fuichmann.

Der letzte Kinzigtaler Bergmann

Nachherzähl Hansjohanns „Der Benedikt auf dem Bühl“ von Paul Wucher, Karlsruhe

In seinem Buch „Erzbauern“, wohl seinem besten Werk, hat Hansjohann eine Reihe von Bauern seiner Heimat Denkmäler gesetzt. Er macht uns mit Bauerngeschäften bekannt, die es wahrhaftig verdient, beschrieben zu werden. Erzbauern nennt sie Hansjohann, und meint damit einmal solche Bauern, die dem Grad nach verschieden waren von ihren Standesangehörigen, sie an Besitz weit übertrafen, also Großbauern, und dann solche, die Bergbau trieben.
Ein Erzbauer im doppelten Sinne des Wortes, Bergmann und Bauersmann zugleich, ein Ersmann, d. h. ein Mann von Erz und Stahl, wie ihn Hansjohann nennt, war der „Benedikt auf dem Bühl“. Von ihm soll im folgenden die Rede sein.
Der Bühl war eine Anhöhe und lag im Wildschwabachtal, einem Nebental der Kinzig. Von seinem Vater erbt der Benedikt als Knabe von dem Erbschaft, der unter der Hütte liegt und von dem Treiben der Bergleute ehemals, die Erbschaften des Vaters, der in der Grube „Friedrich Christian“ und später in „Serrnenjagen“ als Knabe gearbeitet hatte, ererbt in hohem Maße des Knaben Interesse und sein lebhafte Wunsch war, bald einmal in eine Grube hinaufsteigen. Doch dazu war vorläufig die Hoffnung schlecht, da keine Aussicht bestand, daß die Gruben je wieder in Angriff genommen würden. Nach Jahren, der Benedikt zählte 16 Jahre, kam plötzlich eine Wendung. Eine englische Gesellschaft, an deren Spitze der englische Gesandte in Frankfurt, Malet, stand, nahm im Jahre 1847 den Bergbau im oberen Kinzigtal wieder auf, und pachtete von der Landesbergrube Fürstberg 70 alte Erzaruben. Im Tal des Wildschwabachs wurden die Gruben „Erzengel Michael“ und „Friedrich Christian“ in Betrieb genommen und in der ersten auf Kupfer, in der zweiten auf Silber gearbeitet. Neues Bergmannsleben erwachte. Benedikt folgte seinem Vater in die Grube. Er begann seine bergmännische Laufbahn als „Rüdelführer“, avancierte von da zum „Baldpfeiler“, von diesem zum „Führer“ und dann zum „Hundeläufer“. Zahllose „Bunde voll Berg“ hat der Benedikt durch den großen Stollen des „Friedrich Christian“ zu Tage gefördert, ehe er zum „Vorbauer“ vorrückte und den 18 Kreuzer Lohn neben seinem Vater, der als „Vollbauer“ amtierte, mit Schlegel und Eisen arbeiten durfte.

Viele der Bergleute bestellten des Tages ihr Feld, füllten Söls und aingen des nachs in die Grube. Kein Wunder, wenn diese Erbkappen in der Nacht oft vom Schlafe überwältigt, in ihren Schächten niederstanken.
Als weiter der Gruben waren Engländer mit dem Namen Kapitane, die beiden Vorstände der Sechen in England heißen, bestie t. Die weiden Kapitane im „Friedrich Christian“ und den übrigen in Betrieb gesetzten Gruben waren Millionäre der Gesellschaft, die ihnen die leicht- und wohllebigen Herren, wohnten draußen im Walfast und kamen nicht allzu oft in die Gruben. Der eine ging den Fischen in der Walfast nach, der andere den Weißbibern. Es waren auch englische Vorarbeiter da, die aber ihre Aufgabe mehr im Spielen und Liegen lagen, als in der Arbeit. Steiger und Obersteiger indessen waren lauter ältere Bergleute aus der Gegend. Eine weibinberlöstliche Berggesellschaft umfaßten die Gruben „Friedrich Christian“ und „Erzengel Michael“. Sie bildete einen eigenen Knappenschaftsverein, der in sechzehn Jahren in folger Uniform paradierte. Voll- und Vorbauern, Förderer und Selgern, jedem konnte man seine Würde an der Uniform ablesen.

Die Herrschaft der Engländer im Kinzigtal währte nur etwa zehn Jahre. Mängel in der inneren Organisation, vor allen Dingen Unfähigkeit der leitenden Kapitäne machte die Gesellschaft bankrott, zu einer Zeit in der gerade die Grube „Friedrich Christian“ schöne Resultate brachte und schöne Erlöse für die Zukunft versprach. Die Bergkapitäne wurden wieder Waldleute und machten Holz; der Benedikt lehrte auf seinen Bühl zurück und gedachte mit Besümmernis der eingegangenen Grube „Friedrich Christian“.

Bald aber erwachte die Grube zu neuem Leben. Franzosen hatten die Hinterlassenschaften im oberen Kinzigtal übernommen und auch wieder im Wildschwabach zu „muten“ begonnen. Raum hatte der Bühl gehört, daß Bergleute geworden würden, die erwachte seine alte Liebe zur Unterwelt; er meldete sich als Vorkämpfer. Jetzt hatte er wieder das „schöne“ Bergmannsleben und war tagsüber Bauer und in der Nacht Erzarbeiter, War er aber am Tag unter der Erde, so arbeitete der brave Mann nachts bei Mondenschein auf seinem „Güttele“, mähte Gras und säte Korn.

Da der Betrieb nicht so flott ging wie unter den Engländern, so arbeitete unter Bühl oft ganz allein in einem Stollen. Bei diesem Alleinsein kam ihm das erste Mal und fortan jede Nacht der Gedanke, einmal alleiniger Besitzer und Mutter eines Bergwerks zu werden. Als deshalb die Franzosen nach acht Monaten schon die Grube wieder ins Freie fallen ließen, wußte sie auf zu wenig edles Gestein trafen, da wollte der Benedikt allein im „Friedrich Christian“ das alte Vergeßlied versuchen. Er wanderte ins Tal, um beim Oberamtmann in Walfast einen Schürfschein zu holen. Dieser, sonst ein wohlwollender Mann, mußte dem Bühl seine Bitte abschlagen, da ein armes Bäuerlein in einer Grube, die so groß angelegt war und deren Wasserreinigung Maschinen erforderte, ohne Lebensgefahr nicht aufkommen konnte. Betrübt ging der Bergmann wieder heim; aber sein Vergeßlied ließ ihm keine Ruhe. Der Benedikt wollte wieder unter die Erde und dies um jeden Preis. Wer suchet der Hölle; so fand auch er den Weg, um zu einem eigenen Bergwerk zu kommen. Die alte Sage vom Silberreichtum und die an sein Ohr gedrungene Kunde von einer angeblich im Kloster Schwarzach am Rhein gefundnen Urkunde, wonach im Benauer Berg ein ganzer Stof gebirgenen Silbers verborgen sei, von welchem Berg der Bühl, auf dem sein Gütchen lag, ein Ausläufer war, veranlaßte den Benedikt, einen Stollen unter seinen Bühl zu schlagen, wozu ihm der Schürfschein, da es sich um ein neues Gelände innerorts handelte, nicht verweigert wurde.

In jeder freien Tagesstunde und auch zur Nachtzeit schürfte er nun in seiner Grube, fand jedoch nichts als Schweißkies; trotzdem ließ er die Arbeit nicht gänzlich ruhen.

Die Franzosen hatten den Abbau des „Friedrich Christian“ aufgegeben, aber die Maschinen zum Heben des Wassers hielten sie in Betrieb, um die Schächte nicht verfallen zu lassen, und um noch ein wenig Flußpact gewinnen zu können. Mit dem Krieg von 1870 ließen sie nichts mehr von sich hören, und noch weniger schidten sie Geld. Daraufhin stellten die Maschinenwärter — es waren deren zwei — ihre Arbeit ein, und in einer Nacht wartete die Schächte „verloffen“ und die Fahrwegen, Pumpen und Förderungsrichtungen in Nacht und Wasser begraben.

Der Untergang der erzeichen Grube war und blieb für den Bühl ein furchender Schmerz. Mit seinen heranwachsenden Ruben wuchs des Brauens, denenden Mannes Hoffnung, den Bergbau aufs neue betreiben zu können. Er hatte seine Knaben von frühesten Jugend an in die Schönheiten und Segnungen des Bergmanns eingelehrt und sie für denselben begeistert. Wie ihm einst sein Vater, so erzählte er ihnen vom Berggeist, von funkelndem Gestein in den Tiefen der Erde, von der Arbeit des Bergmannes in dunklen Schächten, vom Ein- und Ausfahren, von den Festen und Professionen und von der Uniform der Bergleute. Er zeigte ihnen Schaufelstufen, an denen Kristalle und eingeprengte Silber- und Bleierz anstehen. Der Bubens leuchtende Augen, ihr Verlangen Bergleute zu werden und mit dem Vater in die Tiefe zu steigen, war des Alten Trost und Hoffnung.

Ende der siebziger Jahre erschien in Wildschwabach ein sächsischer Bergingenieur aus Freiberg in Sachsen, um geognostische Studien zu machen. Raum hatte der Bühl davon gehört, als er zu ihm eilte und ihn bat, seine eigene Grube in Augenschein zu nehmen. Nicht übel erstaunt über den Bauersmann, der sich ihm als Eigentümer und alleiniger Behauer einer Erzarube präsentierte, folgte er dem Benedikt zu seinem Erzkopf. Er machte, um das Gestein kennen zu lernen, da und dort kleine Schürferlöcher. Sein Gutachten stimmte den Benedikt sehr hoffnungslos, denn er meinte, daß der Benauer Gang größere Erzlager bis unter den Bühl des Benedikt treibe und sich im Serrnenjagen auch noch was machen lassen müßte.

Das war nicht nur des alten Bergmannen Ehren. Er hatte schon nach Ablauf aus hundertjährigen Bestehen und hat ihm die Grube dererinnen auf 25 Jahre in Pacht zu geben. Die Stabes-berichterstattung willfährte dem Wunsch des bauerlichen Erbschafters und überließ ihm die gemüthliche Grube auf ein Vierteljahrhundert zur Ausbeute gegen 40 Mark jährlichen Pacht. Auch das Bezirksamt hat diesmal nichts dagegen.

Die Stabesbacher, unter ihnen manche einstige Bergleute, schüttelten die Köpfe über den Wähler und lachten ihn aus, daß er allein als Großpächter im Bergbau mühen wolle. Er aber ging mit ganzer Energie an die Ausbuchtung des „alten Mannes im Bergbau“ und baute nebenbei auch unter seinem Hüßl. Als Vollbauer stellte er seinen Bruder Felix, einen alten erfahrenen Bergmann, ein, und als Knappen seine kaum herangewachsenen drei ältesten Söhne, den Max, den Karl und den Ferdinand. Sein Bruder Felix amtierte tagsüber als Polizeidiener „im Dö“ bei Rippoldsau und am Abend wendete er den nahezu drei Stunden langen Weg von Rippoldsau hinab in den Stabesbach und fuhr in eine der Gruben seines Bruders, um die Nacht über Erz zu graben. Am Morgen schliefte er sich wieder nach Rippoldsau hinauf. Der unermüdbare Polizeidiener erlag jedoch bald der Ueberanstrengung und mußte dem Bergbau entsagen.

Die Grube unter seinem Hüßl ruhen lassen, widmete der Benedikt seine und seiner Söhne Kraft gänzlich dem „Herrenlegen“ und zwar unter Mithilfe und mit einer Ausdauer, die erstaunlich sind und einem ungeheuren Bewunderung abringen für Vater und Söhne. Sie gingen an jedem von der Feldarbeit freien Tage und jede Woche einige Nächte an die Arbeit, um zunächst den Schutt und das Wasser aus dem „Herrenlegen“ zu bringen. Der Hauptstollen war 2700 Fuß lang und ganz mit Wasser und Schutt gefüllt. Wochen, Monate und Jahre lang arbeiteten die vier Menschen nur, um den Gang freizulegen. Oft stürzte das von ihnen freigelegte Wasser so massenhaft zu Tal, daß der Wildschabach anschwellte. Mit Lebensgefahr wurden dann die tiefsten Schächte überbrückt und in der dicksten Stille gearbeitet. Die vier wühlten 16 Wochen lang aus Krankheitslager. Anverwandten schickten keine Besuche mehr und zum genesen, hißt ihnen der Vater wieder. So verwichen drei volle Jahre und bereitete hat der Benedikt 7000 Mark Geld gesucht, eigenes und fremdes; die Stabesbacher und Wildschabacher konnten und löshen, aber den Benedikt und seine Söhne verführte nicht. Endlich kommen die vier unermüdbaren Menschen „vor Ort“, d. h. bis dahin, wo der letzte Hüßl des alten Betriebes den letzten Schlag ins Gestein setzen sollte. Aber nirgends ein Erz, überall totes Gestein. Es ist zum Verzweifeln. Drei Jahre gearbeitet bis zum Ende des Ganges und erst keinen Lohn. Aber der Wähler, obwohl im tiefsten Verzen getroffen, rafft sich auf und beginnt neue Stollen anzulegen und neue Schächte abzuteufen. Er macht sie aber nur so weit, daß ein Mensch durchschlüpfen konnte, und in den aufwärts getriebenen Stollen mußten er und seine Söhne kriechen und dann liegend arbeiten. Man denke sich die Luft in diesen engen Steinergängen und den Dunst der Grubenlichter. Die Leute litten unendlich, und der Vater wurde abermals krank. Viele Wochen lag er darnieder. Doch auch dieses zweite Sechtum vermochte seinen Mut nicht zu beugen. Saum kann er wieder stehen und gehen, ist er wieder in seiner Grube. Doch der „Wetternähe“, d. i. dem Luftmangel, sucht er abzuhelfen. Er erfindet selbst auf die primitivste und billigste Art einen Ventilator und leitet durch Oefenröhren, die in einer Länge von 400 Fuß zusammengesetzt werden, Luft in sein Bergwerk. Aber kaum sind die leblichen Riten etwas gemildert, so steigert sich die geistliche. Nirgends kommt edles Erz zum Vorschein, überall nur totes und taubes Gestein. Endlich, in einer Nacht, wenige Tage vor dem Weihnachtsfest 1881 schläft der Bergmann eine große, reiche Ader von edelstem Blei auf, das im Quarzgang abgebaut war. Sein Herz jubelt, und sein Mund spricht Dankgebete. Bald findet er Silber unter dem Blei, und ziemlich reichlich. Der Unermüdbare ist belohnt. Jetzt baut er eine Scheidbütte, errichtet eine Wasch- und Feuchteinrichtung und scheidet die Schlacken vom edlen Gestein. Das Ergebnis waren 50 Zentner lauterer, reines Blei mit Silber geladelt. Aber wie es zu Geld machen? Da erinnerte er sich eines unter den Engländern ehemals tätig gewesenen sächsischen Bergwerksdirektors. Seinen Namen wukte er noch. Durch Vermittlung eines Spediteurs schickte er sein Erz ins Sachsenland und erhielt dafür 1250 Mark. Emig wird weiter geschickt und nach einer Zeit langan wieder 2000 Mark für Silber und Blei aus Sachsen an. Der Wähler erhebt stolz sein Haupt, und mit Recht. Der Sohn der Spötter verstummt. Er liebt jetzt für sich und seine drei Bergknappen stolze Uniformen machen, wie die alten Bergleute sie trugen.

Als in den achtziger Jahren einmal der Großherzog von Baden nach Rippoldsau her in den Wildschabach kam, um die Flöherei zu besichtigen, stellte sich auch der Wähler mit seinen drei Bergknappen in Gala vor und überreichte dem Landesfürsten herrliche Schenkungen aus seiner Ergrube. Dieser war nicht wenig erfreut über die einzelnen Bergleute und Ergräber in seinem Lande, koste dem Benedikt seine Protektion zu und lud ihn zu einem Besuche in Rippoldsau ein, um noch mehr von ihm zu hören über seinen Bergbau. Mit doppelter Arbeitslust lehrte er von dieser Audienz zurück. Der Großherzog hatte ihm versprochen, seine Erze in Karlsruhe prüfen und taxieren zu lassen, damit er in der Fremde nicht zu wenig dafür bekäme. Eine Probe geht zur Untersuchung nach der badischen Residenz ab. Der Befund fällt nicht gut aus, wahrheitsgemäß weilt man es verlornt hatte, wie man die Erze prüfen soll — und es wird dem Wähler geraten, seinen Bergbau als unrentabel einzustellen. Er kennt aber als alter Praktiker seine Erze besser als die Gelehrten in Karlsruhe. Er grabt rubia weiter, sendet aber seine Erze, um Trautz zu laoren, durch Vermittlung seines Spediteurs statt nach Sachsen nach Stolberg bei Nauch und bekommt „autes Geld“ für seine Ware.

Der Transport nach Nauch war wohl weniger schwierig als die Verladung im „Herrenlegen“, als die Verladung des Erzes aus der Unterwelt ins Freie. Die Art, wie die Brauen dieselbe bemerkstelligten mußten, ist staunenswert.

In fast kriechender Stellung wurde das Gestein losgelöst, meist vom Vater, der stets „vor Ort“ arbeitete und einen Sohn bei sich hatte. Der letztere sortierte das Gestein gleich im Stollen; das tote förderte er mittelst kleiner, schmaler Schubkarren eine Strecke weit „gegen Tag“ und verlornte es dann in einen alten Schacht das erhaltende aber barg er in einem Saß und führte diesen auf einem Karren über den Schacht, der nur mit einem Brett überdeckt war. Einen Fuß vor den anderen lebend, ging der „Förder“ über den tiefen Abgrund. Dann kam eine Stelle, wo die Stollen steil abwärts führte. Hier wurde der Saß auf einen kleinen Schlitzen geladen, der Knappe setzte sich darauf und fort ging in rasender Eile bergab. Wo dann der Schlitzen wieder eben war, wurde angehalten und der Saß vom Schlitzen genommen. Man hing der Knappe an der „Führung“ des Schachts an einer Leiter so hinab, daß der Saß vor sich auf die Arme nahm, mit beiden Händen lag an den „Förderbäumen“ hielt und langsam hinuntertrieb. Am Hauptstollen wieder ansetzenden, wurde der Saß wieder auf einen Karren geladen und vollends autonome gefördert und den zwei Knappen in der Scheid- und Pochbütte überliefert.

So mühsam brachten der Benedikt und seine Söhne ihr Erz aus Nacht und dies nicht nur ein oder das andere Jahr, sondern fast zwei Jahrzehnte lang, und nebenbei bebauten sie noch das nicht kleine Gut auf dem Hüßl. Im Jahre 1885, mitten im Winter, zieht der Wähler eines Abends mit einem Saß voll Erz durch den Hauptstollen; da bricht ein Stück Felsmasse los, schlägt ihm den Arm ab und zerfichtert den Knochen. Sein Zustand wird schlimm. Der Benedikt denkt ans Sterben. Er schiebt einen seiner Söhne hinaus ins Walsdal, um den Pfarrer zu holen mit den Sacramenten der Sterbenden.

Der Todesengel zieht an der Hütte vorüber ohne den Grabauern mitzunehmen. Der Benedikt aber mußte nach Straburg in die Klinik, doch zwei Wochen lang er heim, ist aber noch arbeitsunfähig für Jahr und Tag. Den Arm in der Binde wachert er trotzdem jeden Morgen den Stabesbach hinaus und besucht seine Söhne bei der Arbeit im „Herrenlegen“. Im Saß lassen diese den Vater in die Schächte hinunter, in denen sie Erz aufschlagen und besonders schöne Schaufeln finden.

Mit diesen verlornt der Benedikt gegen bares Geld die Mineralienanlagerungen in Frankfurt, München, Darmstadt, Köln, Weidberg und Karlsruhe. Wieder arbeitsfähig, geht er mit neuem Mut in sein Bergwerk. Zwischenhinein besucht er einmal Bergwerk in Ems an der Bahn. Dort wurde der einfache, ungeschickte Bauernmann vom Schwarzwald so liebenswürdig aufgenommen, daß er fortan seine Erze alle nach Ems gehen ließ. Siebenmal war er dann in den folgenden Jahren dort, um seine Schächte schmelen und wägen zu lassen und das Geld dafür in Empfang zu nehmen. Mit neuer Begeisterung für den Bergbau lehrte er und jeweils auf seinen welschernen Hüßl zurück, doch nicht ohne ihm zerschlagene Gefäß, mit so kleinen Mitteln arbeiten zu müssen, nachdem er einen Großbetrieb hatte kennen lernen. Und die Unkraft, den „Herrenlegen“ im großen und recht bergmännisch betreiben zu können, veranlaßte schließlich die vollständige Schließung seiner Gruben.

Je weiter nämlich die Bergleute vom Hüßl in den Berg vordrangen, um so größer wurde die Wetternähe, und des Wählers primitive Ventilation mit Oefenröhren reichte immer aus. Sein dritter Sohn, Ferdinand, der begeisterte Bergmann unter seinen Söhnen, erlag deshalb in jungen Jahren den Mithälen der Grubenarbeit. Der Tod Ferdinands nahm auch seinen zwei Brüdern den Mut, weiter nach Erz zu graben. Der Vater allein wukte nicht aufhören. Die Gemeinde Schabach veranlaßte nun aber den „Bau“ zur Einstellung der Arbeiten. Seine Söhne, nun aber geworden, verließen den Hüßl. Des Alten Kopf wollte der Berggeist indessen nicht in Ruhe lassen. Nochmals stieg der Benedikt, begleitet von seinem jüngsten, gerade der Schule entlassenen Sohne Felix hinunter in das Reich des Pluto, um neue Stollen zu treiben. Die Mittel wurden indes knapp. Ein Geiuh bei der fürstlichen Stabesberrherrschafft um Unterstützung wurde zwar direkt nicht abgewiesen, ihm aber auch nicht entprochen. Er sah sich daher genötigt, dem Bergbau ein für allemal den Rücken zu kehren.

Daß die Gruben „Herrenlegen“ und „Friedrich Christian“ mit ihrem Reichtum an Silber, Blei von nun an brach liegen sollten, schickte dem Wähler schwer auf dem Herzen bis zu seinem Tode. Mit ihm ist ein Mensch aus dem Leben gegangen, der die höchste Palme der Arbeit verdient hatte.

Hansjakob hat ihm ein schönes Denkmal, gebaut mit Feder und Tinte, gesetzt. Ein Denkmal aus Erz dazu, wäre für diesen Helden der Arbeit, für diesen Mann von Erz und Stahl gewiß nicht zuviel der Ehre.

Glück in Insulinde

Tagebuch einer Weltreise
Von Kurt Offenburger
Morgen in den Tropen

Die äußeren Lebensumstände erzeugen die fixen Ideen. Nanien (oder Otto Snerdrup?) schreibt, daß einer seiner Bekehrer immerzu Butterbrote im Schnee gebacken habe, als ihnen der Provanat schon beinahe ausgegangen war. Ein Freund, ein lebensschafflicher Kanaker, erzählte mir: in den beiden ersten Wochen seiner Gefangenschaft sei das Kanakerbrot das schlimmste gewesen. Alle Dinge — Gabel, Löffel, ja sogar die Finger seiner Hand — hätten die Form einer Zigarette angenommen; und die Erinnerung

an Tabakrauch habe ihn so unendlich gemacht, daß er oft mit geschlossenen Augen die Zigarette inhalirt und sich dabei eingebildet habe, er rauche eine Zigarette.

Jetzt, früh um halbwegs, wie ich vor meinem Zimmer sitze, muß ich an diese Berichte denken. Denn ich selbst bin seit Tagen belesen von einer fixen Idee: von der Sehnsucht nach Kühle, nach der Frische eines deutlichen Herbstmorgens. Seit vorgestern nachmittags — bevor das mächtige Gewitter niederbrach, und die Luft eines Kadofens einem icher den Atem nahm — reunt mir immerfort dieser Wärme-Bers durch den Kopf: „Im Nebel ruhet noch die Welt — noch träumen Wald und Wiesen, — Wald steht da, wenn der Schleier fällt, — Den blauen Himmel unerschleiert, — Herbstfröhlich die gedämpfte Welt — Im warmen Golde fliehen.“

Paradies, bostalt, unabweisbar lehrte er immer wieder. Ich zwinge mich, anderes zu denken, aber plötzlich ist er wieder da, der Bers; und dieses Bild, herbstfröhlich die gedämpfte Welt“ dringt mich fast zur Verzweiflung.

Hier ist nichts herbstfröhlich und nichts gedämpft. Die Luft ist schwer, ausiaugend, die Farben sind trallia, grell; die Palmen vor der Veranda an der Straße von einer stitischen Brunst; und diese Morgensunde, wie so viele andere schon, treibt dir den Schweiß aus allen Poren, verbittert dir die Arbeit und sehr sinnlos am bischen Lebensnut.

Wenn nur einmal dieses Bild aus meiner Vorstellung schwände: „Noch träumen Wald und Wiesen. . .“ Träumen: das ist Kühle, Ruhe, Gelassenheit. Ich lebe ein Weicelinal in der Schwäbischen Alb, die Luft ist frisch und über dem Gras liegt süßlich noch ein zarter Nachitau. Und ein Himmel spannt sich darüber lauber und morgenklar; die Luft ist voll Würze der Tannenwälder und du gehst durch die Welt: beschwingt und froh.

Hier aber, diese Tropenwelt, sie macht freudlos; reißt an den Nerven, nimmt die Energie, macht fast, Das Klima. . .

Stadt: Dhuforgas.

Das Poetischste an dieser Stadt ist ihr Name: Kuitenzora (Deutsch: Ohne Sorgen.). Knapp zwei Stunden Eisenbahnfahrt, von Batavia aus, und man ist, wenn auch nicht viel, so doch immerhin 250 Meiler über dem Meeresspiegel. Das Klima ein wenig kühler, besonders am Abend.

Und das Schönste in dieser Stadt — die lanamellis und spiechig ist, wie die meisten Beamteneinrichtungen — ist der Botanische Garten. Er ist heribmit wie kein zweiter in der Welt; der Traum eines jeden Botanikers, um seinenwillen einmal nach Java zu kommen. Ich trieb früh einen Tag in ihm herum, zum frühen Morgen bis zum Spätnachmittag; schritt unter der schattigen Wäldung mächtiger Kenaribäume, deren Blätterdach sich zu einem hohen Tunnel wölbte. Die grelle Sonne kam nur durch wie in kleinen Spaltlücken, und auf dem weissen Sand des Gehweges zwischen den Giganten lagen die Lichtreflexe gleich gebrochenem Glas. Und ich ging am Tiliwona Fluß entlang, der durch den Garten fließt; sah die fremden Blüten der Tropenwelt in einer Manigfaltigkeit wie nie zuvor. Zuerst noch lieft man die Namen wie ein lerneifriger Schüler. Aber nach zwei Stunden gibt man es auf, lächelt über sich selbst und die einheimische deutliche Gröndlichkeit. Man schreitet über kleine Brücken, die an Japan erinnern und plötzlich ist man in jenem Geviert, wo alle Bambusarten der Erde bestimmen sind: vom kleinen arten, dünnblättrigen über viele Mittelstadien bis zum baummächtigen Bambusrohr, das als Bauholz verwendet wird und Jarne und Gröhiden, Palmen und alle Giftpflanzen und Bäume der Erde sind hier beisammen; in einer Fülle und Vollständigkeit, die nur der Fachmann zu schätzen weiß als — Material. Ich sah nur und sah nur: Blumen und Bäume und Gräser, und las schon lange keine einzige der kleinen Emailletafeln mehr auf denen Name, Familie und Heimat stand. Ich sah nur und freute mich und war glücklich wie einer, der die Schönheit von Angesicht zu Angesicht schaut und den Ueberflut, die wilde Verschwendung der Natur prüft.

Dann plötzlich, es war schon Spätnachmittag, entdeckte ich dieses: nach kein einziger Europäer war mir in den vielen Stunden begegnet. Aber Madureien, Javaner und Chinesen schlenderten still auf dem stillen Wegen des mächtigsten großen Gartens. Ja, wahrheitsgemäß war mir nicht einmal die Abwesenheit der Europäer aufgefallen, hätte ich nicht diese Scene beobachtet, die mich nachdenklich stimmte: zwei Chinesen standen vor einem Teich in dem die Victoria Regia blühte. Sie standen lange still, sprachen kein Wort, betrachteten nur immerzu die weißen Blütenwunder. Eingeborene kamen, verweilten minutenlang. . . Und wieder kamen Chinesen vorüber, zwei Männer und eine Frau mit einem Kind an der Hand, und auch sie hielten an vor Teichblüten. . .

Wieder einmal, deutlicher als durch alle Gepräche über dieses Thema, war mir in dieser halben Stunde die tiefe Fremdheit zwischen westlichem und östlichem Menschen bemußt geworden: eine Verschiedenartigkeit, die nur der verstehen kann, der den Menschen des Orients in seinen eigenen Lebenskreis beobachtet hat. Dann, im Weitergehen, dachte ich: Schade, daß „Der ewige Garten“ (Wüherrände Gutendberg, Berlin) schon veröffentlicht ist, das eben Erlebnis hätte eine nachdenkliche Geschichte dafür gegeben.

Der Botanische Garten: wer mehr darüber wissen will, der lese Ernst Haeckels kleines Buch über seine Reise nach Ostindien; er war vor 40 Jahren hier, manches ist zwar veraltet, aber das Wertliche — ich las es während des Krieges — lebt lebendig und frisch in meiner Erinnerung, denn der es schrieb, er war mehr als nur ein Fachmann — er war ein Dichter.

Somit ist nichts wesentliches über Kuitenzora zu sagen. Selbst die Entände, daß der Generalgouverneur keinen Sommerurlaub hier hat, ist nicht wichtig; das gibt es anderswo auch. Aber nicht zum weitestmal das arakortig lebende Museum der Natur, das durch aus nichts von einem Museum hat.

Tropischer Regen.

Aus der Dose Oktavos, die mich über zwei Wochen schmeckte, bin ich nach Westen und Schilwe gelöhnt. Sechse Stunden Bahnfahrt: Gut und Staub. Aber die Handigkeit so herrlich in ihrer trostigen Süße und Milde, daß das trunkene Herz über den gequälten Körper siegte. Siegte in Jubel und Aufschwungstreibigkeit. . .

Auf den Bahnhöfen und hier im Zug die Eingeborenen in der Ueberzahl. Es ist das altgewohnte Bild: Stille des Gebarens und Bornehmheit der Bewegung. Nur jenseitig und komisch wirkt die „moderne“ Jugend in ihrer Masterade. Nämlich der elegante junge Mann — so elegant wie bei uns gewisse Kommiss zu sein pflegen — der zum einreihig gearbeiteten Rod, dem Umlege tragen mit Selbstbinder nicht etwa die Hölle des Europäers trägt, sondern den Sarong und die dazugehörige Kopfbekleidung seiner Urväter. Darauf dann folgt: er den Tropenhelm oder die Beamteneumücke, je nachdem: ob Geschäftsmann oder Beamter. Dieie Art Eleganz bei Javanern und Madureien ist immer ein Zeichen der Gebobenheit — einer selbstverliebten Gebobenheit —; die beweisen soll, wie modern sie geionnen sie sind. Typisch ist, daß nur junge Weidchen, bis Dreißig etwa, diese halb indische, halb europäische Kleidung bevorzugen; eben die Generation, die von der „ethischen Periode“ niederländisch-indischer Weiterungsmasnahmen schon den Profit hat: nämlich Lesen und Schreiben kann; in unteren und mittleren Beamteneinstellungen vermandt wird.

Ich sehe im Hotelzimmer — es ist weit und luftig — und amte die Kühle Bandoenas. Stadt zwischen Bergen. 700 Meiler überm Meer, und dennoch sind im Raum 29 Celsius. Abends gegen zehn.

Draußen fest, wie eine fäuzende zerflühende Mauer, ein Tropenregen nieder. Noch wilder als in Batavia rennen die wogenden Javanerhuden vor den Sados (keine widerwärtige Kutschen, in denen der Fahrkraft mit dem Rücken gegen der Kutsher sitzt) und die Fahrer machen mit ihren Klingklang-Glocken einen infernalischen Lärm. Obendrein weisen sie noch Schrift durch die Zähne, diese braunen Stroße. Mein Fenster geht auf die Mündung zweier Straßen, und dem aufsteigenden Lärm nach — bisher ungewohnt im stillen Java — denkt man an einen kleinen Potsdamer Platz.

Ich werde nicht ausgehen heute abend; auch nicht, wenn der Regen aufgehört hat. Auch morgen werde ich den ganzen Tag über bis zum späten Abend nicht das Hotel verlassen; fünfzehn Stunden Maschinenreiben warten auf mich. In dem Glutwübel der letzten Wochen war es eine Unmöglichkeit. Die fremde, unbekannte Stadt loht zwar — aber der Wille zur Arbeit muß härter sein als die Verführung zur Vaaabondage.

Der Abend dehnt sich endlos lang; die Stunden vergehen in jener höhen, unfruchtbareren Schwere, die sich immer einstellt, wenn der Körper sinnlos überanstrengt wurde. Eine gefährliche Müdigkeit fteht in allen Knochen: ich fühle, es ist wie ein Gift — und ich beginne, mich selbst zu hassen.

Das Wesen der organischen Art

Eugen Dornnug.

Ueber das Wesen der organischen Art (Species) im Tier- und Pflanzenreich hat man seit den Zeiten des großen schwedischen Naturforschers Karl von Linné, (1707—1778) des Begründers der botanischen und zoologischen Systematik lebhaft diskutiert. Linné behauptet, daß es so viele Arten gebe, als ursprünglich von dem unendlichen Wesen — also von Gott — geschaffen worden sind; die Arten seien unveränderliche Formen und zeigten auch keine Uebergänge ineinander. Generationen von Naturforschern standen auf demselben oder doch einem höchst ähnlichen Standpunkt, sie alle hielten an der Unveränderlichkeit der Arten fest, bis dieses unheilvolle Dogma seinen Todesstoß durch Charles Darwin erhielt, der die Veränderlichkeit der Arten als durch natürliche Zuchtwahl aus einigen wenigen einfachen Formen hervorgegangen zu denken sei. Das, was wir Art nennen, existiert in Wirklichkeit in der freien Natur gar nicht; hier findet man bei isoräftiger und umfassender Prüfung vielmehr eine endlose Menge von Formen oder Formenteilen, die durch zahllose Zwischenglieder miteinander verbunden sind. Der Begriff der „Art“ ist hiernach lediglich eine menschliche Abstraktion, durch die die Naturforscher in die gewaltige Fülle von höchst ähnlichen Formen Ordnung hineinbringen, wie das aus praktischen Gründen unbedingt erforderlich ist. Daß es so ist, hat eine Untersuchung gezeigt, die an den amerikanischen Arten der Gattung Colinus (Grille) ange stellt wurde.

Es gibt in Nordamerika etwa 6 Arten von Grillen. Man hat eine enorm große Anzahl von Individuen dieser Arten gesammelt und genaue Messungen derjenigen Körperteile vorgenommen, die gewöhnlich zur Unterscheidung und Trennung der Arten benutzt werden. Es galt festzustellen, ob sich auf diese Weise sichere Daten zu einer exakten Definition dessen, was man eine Art zu nennen habe, gewinnen ließen. Besonders wurde auch die Länge der Legetröhre untersucht und man fand dabei eine fast vollkommene, ununterbrochene Abstufung von den größten bis zu den kleinsten Formen. Es ist daraus zu schließen, daß die beschriebenen „Arten“ als feste Formen jedenfalls nicht existierten. Nichtsdestoweniger hält man die Unterscheidung in verschiedene Arten — mit Recht — aus praktischen Gründen aber doch für nötig. Lokale Verhältnisse haben ohne Zweifel einen bestimmten Einfluß auf den Formcharakter der Tiere, aber es kommen doch auch in derselben Gegend höchst ähnliche Abänderungen vor.

Untersuchungen wie die vorstehenden sind schon wiederholt ange stellt worden; sie haben immer zu demselben Ergebnis geführt und unumkündlicher Beweise für die Veränderlichkeit der Arten geliefert die die feste Grundlage der Darwinschen Selektionstheorie bildet.